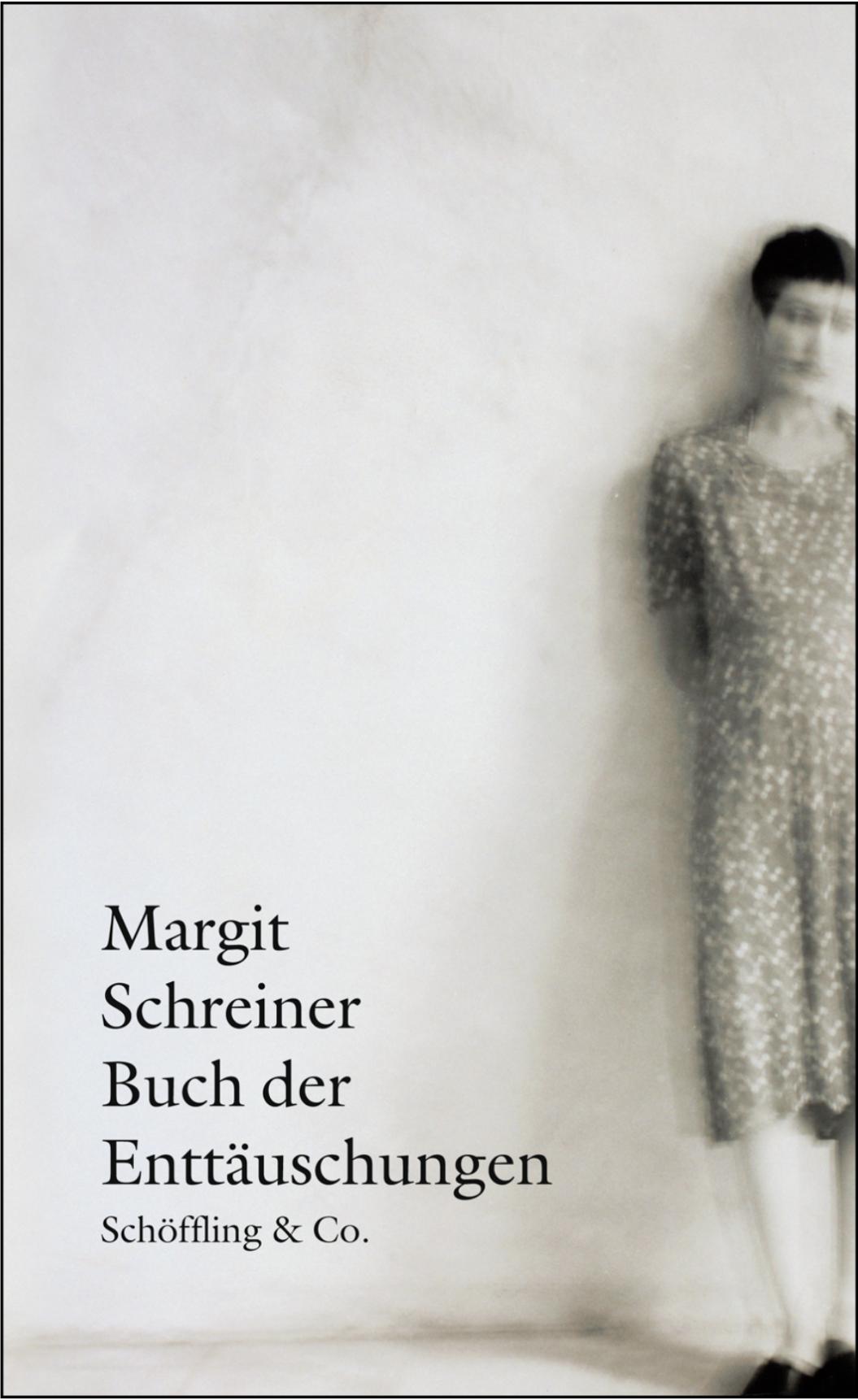


Margit  
Schreiner  
Buch der  
Enttäuschungen

Schöffling & Co.





Margit  
Schreiner  
Buch der  
Enttäuschungen  
Schöffling & Co.



# Inhalt

[Cover]

Titel

Buch der Enttäuschungen

Autorenporträt

Über das Buch

Impressum

Margit Schreiner  
Buch der Enttäuschungen



Schöffling & Co.

# Buch der Enttäuschungen

Als meine Tante Henriette, dreiundachtzig Jahre alt und bereits einige Jahre so gut wie bewegungsunfähig, senil und im Pflegeheim war, von wo sie im Rollstuhl sitzend alle paar Monate abhauen wollte, einmal zu einer Schwester ihrer Mutter, die schon vierzig Jahre lang tot war, dann wieder nach Linz in ihre ehemalige Wohnung oder zu den noch lebenden Verwandten im Ruhrgebiet, an die sie sich vage erinnerte, sagte sie kurz vor ihrem Tod den einzigen klugen Satz ihres Lebens: »Wer hätte gedacht«, sagte die Tante Henriette zu meiner Mutter, die da auch schon fast siebenundsiebzig Jahre alt war und die mit meinem Vater, der damals siebenundachtzig Jahre war und Alzheimer hatte, mit dem Zug nach Bad Zell angereist war, um die Tante im Pflegeheim zu besuchen, »dass unsere Eltern uns einmal so im Stich lassen würden.«

Als meine Mutter mir davon noch am selben Abend in Linz, wo ich kurz zu Besuch war, erzählte, schüttelte sie den Kopf. Ich schüttelte auch den Kopf und lachte, aber eigentlich wunderte ich mich nicht sehr, da die Tante Henriette, wie gesagt, so senil war, dass sie ja auch annahm, irgendeiner ihrer Verwandten würde sie bald bei sich zu Hause aufnehmen und pflegen.

Der Satz der Tante ging mir seither nicht mehr aus dem Kopf. Und lachen konnte ich schon bald nicht mehr darüber. Je älter ich wurde, desto klarer wurde mir, wie außergewöhnlich scharfsichtig die Tante Henriette am

Ende ihres Lebens unsere zuerst in Einsamkeit und dann in Vernichtung endende Existenz zusammengefasst hat. Kurz danach ist sie während einer Weihnachtsfeier in der Kapelle des Pflegeheims gestorben, ziemlich unauffällig. Alle dachten, ihr sei während des Weihnachtsevangeliums langweilig geworden oder sie hätte aus Erschöpfung während des langen Evangeliums den Kopf zurückgelegt und betrachte nun mit weit geöffneten Augen die barocke Kuppel der Kapelle des Pflegeheims, von der herab pausbäckige Engel mit Posaunen aus dem Himmel auf sie sahen und wo vor nachtblauem Hintergrund Sterne erstrahlten und Monde leuchteten, so dass sie hätte meinen können, sie säße nicht unter der barocken Kuppel der Kapelle des Pflegeheims in Bad Zell im Mühlkreis, sondern direkt unter einem unermesslichen Firmament, das sie in das Gewirr und Geblinke der Sonnensysteme und Milchstraßen hochzöge und hineinsaugte mitsamt ihrem Rollstuhl und in die Tiefen eines unbegreiflichen Weltalls zurückkatapultierte, und erst als die Tante im Aufenthaltsraum des Pflegeheims das Weihnachtspaket, das auf ihrem Schoß lag, nicht aufmachte, sondern weiter mit geöffneten Augen an die Decke starrte, bemerkte man den Irrtum.

Als ich selbst achtundsiebzig Jahre alt, jünger als meine Tante Henriette, auch jünger als meine Mutter und mein Vater, vierundvierzig Jahre älter als meine Tochter, an den Folgen einer Gehirnblutung sterben sollte, nachdem ich die letzten zwei Jahre bettlägerig gewesen und von der Städtischen Erwachsenenhilfe versorgt worden war, hinterließ ich einen Scherbenhaufen. Das Sterben war mir, verglichen mit meinem Leben, leichter gefallen, als ich

gedacht hatte. Zum letzten Mal ausatmen und niemals mehr einatmen bedarf keines großen Aufwands. Es ergibt sich fast von selbst. Wenn man erst einmal einverstanden ist. Das allerdings brauchte seine Zeit. Ich hatte noch nie gut loslassen können. Weder Menschen noch Ideen noch meine eigenen Ängste. Am wenigsten hielt ich an Materiellem fest. Auch meine Wohnung an sich war mir egal. Ich wollte aus dem einzigen Grund nicht in ein Pflegeheim, weil dort niemand rechtzeitig stirbt.

Mir war das Pflegeheim vor meinem Tod dann zwar tatsächlich erspart geblieben, dafür fiel meine Lebensbilanz nach meinem Tod umso katastrophaler aus. Und das versöhnte mich, posthum, mit meiner Tante Henriette, mit meiner Mutter und mit meinem Vater. Mit den Lehrern und Erziehern. Mir war nach meinem Abgang vom Diesseits endgültig klar, dass ich nichts von dem, was ich gewollt, was ich angestrebt, was ich versucht oder trainiert, geschweige denn, was ich erträumt, was ich erhofft oder ersehnt, auch erreicht hatte. Nichts. Ich hatte nur wiederholt, was ich vorgefunden und abgelehnt, ja gehasst hatte, ich hatte mich letztlich eingereiht in die lange Kette meiner Vorfahren. Es war mir ein Leben lang nicht gelungen, abzuweichen von dem Vorgegebenen, auszubrechen aus den Zwängen oder es wenigstens einigermaßen anständig zu versuchen. Ich war feig gewesen wie mein Vater. Nicht einmal die größten Dummheiten meiner Mutter hatte ich vermieden. Ich war selbstmitleidig gewesen wie sie, hypochondrisch wie sie, steif und ungelenkig wie sie, unsportlich, faul, besserwisserisch und ignorant.

Zu Lebzeiten habe ich das anders gesehen. Das liegt daran, dass jeder, der lebt, eine Zukunft hat. Nur der Tote

kann wirklich Bilanz ziehen, *weil* er nicht mehr weiterleben muss. Derjenige der weiterleben muss, redet sich ein, so unsinnig und unrealistisch es auch immer sein mag, er würde eines Tages doch noch aus seinen Erfahrungen lernen und dies und das anders machen. Besser.

Wir lernen gehen, essen und sprechen und fragen uns wozu. Wir lernen Sprachen, Geschichte und Geographie, Mathematik und Physik und fragen uns wozu. Wir verlieben uns oder verlieben uns nicht, heiraten oder heiraten nicht, bringen Kinder zur Welt oder bringen keine Kinder zur Welt und fragen uns wozu. Wir langweilen uns. Liegen herum, gehen spazieren, erfüllen unsere Pflicht, lesen und fragen uns wozu. Wir leben und fragen uns wozu. Nur beim Sterben erübrigt sich jede Frage.

Bevor ich endlich sterben konnte, war ich zwei Jahre lang fast bewegungsunfähig. Obwohl mein Gehirn nach dem Schlaganfall in weiten Teilen zerstört war, lebte ich – absurderweise – fast ausschließlich in meinem Kopf. In einer Art hochaktivem Dämmerzustand. Niemand ahnte, was in mir vor sich ging. Großartig! Morgens, mittags und abends kam jemand von der Städtischen Erwachsenenhilfe, wusch, wickelte und fütterte mich. Die übrige Zeit war eine Gegensprechanlage über meinem Kopf eingeschaltet. Sobald ich etwas vor mich hinlallte – der Schlaganfall hatte mein Sprachzentrum fast vollkommen zerstört –, reagierte eine Stimme aus einem Lautsprecher, die mich beruhigen sollte. Wenn ich schrie, kamen sie sofort von der Erwachsenenhilfe. Ich weinte viel. Besonders, wenn meine Tochter mich besuchte. Kaum sah ich meine Tochter, fing ich schon zu weinen an. Und hörte nicht mehr auf. Ich weiß, dass ich sie damit sehr belastete, konnte mich aber

nicht beherrschen. Ich dachte damals, dass ich weinte, weil ich sie liebte und nicht mehr mit ihr sprechen, essen oder spazieren gehen konnte und weil sie keine Mutter mehr hatte, mit der sie sprechen, essen oder spazieren gehen konnte. Heute weiß ich, dass es reiner Egoismus war. Ich weinte, weil sie mich an mich selbst erinnerte.

Wir denken, Größenwahnsinnig, wie wir sind, wir erfänden uns selbst und die ganze Welt, aber wir wiederholen nur endlos dieselben Muster. Wir denken, wir machen uns eigene Gedanken, aber es sind nur die Gedanken, die immer schon gedacht worden sind. Mit geringfügigen Abweichungen. Wir schauen in die Welt, wir freuen uns, wir lachen oder weinen und glauben, dass wir auf unsere besondere Art in die Welt schauen, uns besonders freuen, besonders lachen oder weinen, aber wir schauen nur in die Welt, wie vor uns schon alle anderen in die Welt geschaut haben. Wir freuen uns darauf, älter zu werden, wie alle Kinder sich darauf freuen, älter zu werden, wir lachen über die Hunde und weinen über die Männer oder die Frauen oder die Kinder, wir erinnern uns und erinnern uns dann wieder nicht, ein Schleier legt sich über die Welt und hebt sich wieder und senkt sich und hebt sich. Wir werden geboren und wir sterben. Alle.

Alles tut weh. Ich wüsste gar nicht, wann das eigentlich angefangen hat. Vielleicht war es schon immer. Irgendjemand – wer war das nur, ein Arzt, eine Ärztin? – hat gesagt, das Leben sei ein Dehnen und ein Zusammenziehen. Beides tut weh. Das Wachsen tut weh und das Altern tut weh. Der Unterschied ist nur, dass wir anfangs denken, eines Tages könnte alles einmal gut

werden, bis wir endlich begreifen, dass alles immer nur schlechter wird. Die Sehkraft lässt nach, das Gedächtnis, das Gehör, der Rücken und der Nacken werden steif, die Haut spröde. Das beginnt bereits mit dreißig. Vielleicht schon mit fünfundzwanzig. Oder vielleicht noch früher. Es beginnt im Grunde genommen schon bei der Geburt. Wir beginnen zu sterben, wenn wir geboren werden.

Kaum bist du geboren, wirst du schon abgemessen von Kopf bis Fuß, herumgedreht und abgehört. Ein Mann in einem weißen Kittel spreizt deine Beine auseinander, bis du fast zerreißt. Eine Frau, ebenfalls in einem weißen Kittel, schreibt das Ergebnis ihrer Untersuchungen auf ein großes Blatt. Man trägt dich zu einer Wanne mit Wasser. Zuerst freust du dich. Du fühlst dich verklebt und schmutzig. Aber das Wasser ist auf einmal nicht mehr, wie die neun Monate vor der Geburt, dein Element. Auf einmal dringt es in die Augen, das brennt, in die Ohren, das tut weh, in den Mund, das erstickt dich. Du kannst nicht einmal mehr schwimmen. Wenn dich nicht irgendwelche dicke rote Arme hielten, würdest du ertrinken. Jeder könnte dich umbringen. Grobe Krankenschwestern könnten dich unter Wasser festhalten, aufgeblasene Ärzte könnten dich so lange an den Füßen mit dem Kopf nach unten in die Luft halten, bis eine Ader in deinem Kopf platzt, hysterische Mütter könnten dich fallen lassen, andere Neugeborene könnten sich einfach auf dich rollen, irgendwelche fette Katzen könnten es sich auf deinem Gesicht gemütlich machen. Du könntest unter eine schwere Bettdecke geraten und nicht mehr herauskommen. Oder vom Wickeltisch fallen oder aus dem Kinderwagen.

Alle möglichen Menschen greifen jetzt nach dir. Seifen dich ein, waschen dich, heben dich hoch, legen dich nieder, cremen dich ein, ziehen dich an oder aus, wickeln dich. Das meiste davon tut weh, weil alles an dir weich ist und empfindlich. Du wehrst dich. Noch hast du nicht viele Möglichkeiten. Du kannst nur schreien. Das tust du im Folgenden Tag und Nacht. Damit machst du aber zunächst alles nur noch schlimmer. Man versucht nun, dich Tag und Nacht zu füttern. In deinen zum Schreien geöffneten Mund steckt eine Frau ihre Brust, unaufgefordert. Es ist einer der entsetzlichsten Vorgänge, die du bis jetzt kennen gelernt hast. Du fragst dich, wer ihr eigentlich das Recht dazu gibt. Ihre Brust ist ein großer, wabbeliger, schwabbeliger, gummiartiger Ball. Den nimmt sie in die rechte Hand, drückt ihn in Speerform zurecht und steckt dir die leuchtend rote Speerspitze in den Mund. Die Brust hängt über dein halbes Gesicht. Sie drückt dir die Nase platt und die Augen zu, du bekommst keine Luft und gleichzeitig auch keine Milch, weil es Kraft erfordert, die du einfach nicht hast, aus der Speerspitze Milch zu saugen. Du bist erschöpft vom Schreien und dem Ersticken nahe. Der Mangel an Nahrung erschöpft dich noch mehr. Aber du gibst nicht auf und schreist weiter, denn du ahnst, dass du für immer verloren hast, wenn du dich jetzt nicht durchsetzt. Es dauert lange, bis man begreift, dass du die Brust nicht willst. Endlich geben sie dir eine Flasche! Es ist das erste Mal, dass du ungetrübte Freude empfindest. Der elegante schmale Sauger drückt dir nichts platt und verstopft dir nichts, das Loch in der Mitte ist groß genug, dass die Milch fast wie von selbst in deinen Mund rinnt. Eine leichte Saugbewegung genügt. Und hörst du zu saugen auf, dann schießt dir die Milch keineswegs übers